

Die Kirchenräuber

Autor(en): **Hess, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sicht, das ja damit einen recht pikanten Anstrich erhalten mag, besonders im Rahmen des Bubikopfes. Das sind spezifisch moderne Gesichter, in denen es sich gar nicht zu lesen lohnt. Früher wurde den Einzelheiten des weiblichen Antlitzes viel mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung zu Teil, dafür schätzten sich die Verehrer auch schon glücklich, wenn sie das Fröhen der Schönen zu Gesichte bekamen. Heute müssen die enthüllend bekleideten Beine erster Anreiz sein — eine schlimme Veräußerlichung...

Ich wollte gerade mit Eifer von den Vorzügen des kurzen Rodes sprechen, da ertönte von draußen ein silberhelles Mädchenlachen, erfrischend wie ein Springquell. Das sinnende Gesicht des Gelehrten schien auf einmal von Traurigkeit und Verbitterung erfüllt, ich spürte keine Lust, weiter zu diskutieren. Ich erkappte mich, wie ich an einem hübschen, jugendfrohen Mädchenkopf herummalte, — ich glaube, es war so ein süßer Bubikopf — er kam mir bekannt vor und doch konnte ich mich nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben... Das machte das Lachen, das klingende Lachen.

Wenn man noch so lachen kann, und wenn ein solches Lachen noch ein so liebes Bild in uns zu wecken vermag, dann, sagte ich mir, muß es mit der Veräußerlichung und mit dem ganzen Untergangsrummel noch nicht so schlimm stehen. Ich verabschiedete mich und ging in den Sommerabend hinaus. F. A. Volmar.

Bananen.

In einem unerhört raschen Siegeszug haben diese exotischen Früchte die Welt erobert. Ganze Berge werden Tag für Tag auf den Marktplätzen der Städte aufgeschichtet; am Abend sind sie meist verschwunden — aufgegessen.

Wo und wie wachsen sie und wie kommen sie zu uns? Diese Fragen seien hier kurz beantwortet.

Die Banane ist eine tropische Pflanze. Bei uns und in den südlichen Ländern Europas gedeihen sie wohl wie Palmen und andere exotische Ziergewächse bei guter Pflege in den Gärten, aber ihre Früchte vermögen nicht zu reifen, wenigstens nicht so, daß der handelsmäßige Anbau sich rentierte. Dies ist einzig in tropischen Ländern der Fall. In Mittel- und Südamerika, in Hinterindien, auf den Canarischen Inseln, in Polynesien usw. wird die Banane in großem Maßstabe kultiviert.

Fünf Meter hoch ragt die einjährige Bananenpflanze aus dem Boden. Wie bei einer Palme wachsen lange, schirmartige Blätter aus dem Stamm heraus. Aus der obersten Blattachsel sproßt eine etwa 50 Zentimeter lange tulpenförmige Blüte. Die dicht aneinander liegenden Blumenblätter öffnen sich, rollen sich zurück und lassen die jungen, fünfzähligen Fruchtknoten hervortreten. In dem Maße, wie die Früchte wachsen, wächst auch die Blüte aus der Mitte heraus zu einer langen Traube, an der die Früchte, dicht aneinander sitzend und rückwärts gerichtet, in vielen — bis 12 — Etagen angewachsen sind.

Um die vielen Früchte zum Reifen zu bringen, muß man die beschatteten Blumenblätter wegpflücken und den Bananen selber die oberste Spitze abschneiden. Da eine einzelne Pflanze ca. 150 Früchte trägt, kann man sich die große Arbeit denken, die dieses Beschneiden in einer ganzen Plantage verursacht. Dazu kommt, daß die Pflanzen fleißig begossen werden müssen.

Die Fruchtknospen werden abgeschnitten, wenn die Banane noch grün ist. Das Ausreifen geschieht in extra geheizten Räumen der großen Fruchthandlungen am Orte des Verbrauches (siehe obenstehende Abbildung). Das Verpacken und Verschiden erfordert große Sorgfalt und viel Arbeit. Darum kommen die Früchte relativ so hoch zu stehen im Verkauf. Auf den Canarischen Inseln beispiels-



Blick in eine Bananenammer.

weise holt man die Fruchtknospen in Wolldecken gewickelt auf Automobilen oder Ochsenkarren in den Packeraum der Bananenfarm; dort sortiert und wägt man sie, packt sie dann sorgfältig in eine Wollschicht und in ein Packpapier, und darum legt man erst noch ein leichtes Holzgestell, damit ja die Früchte auf dem Seetransport nicht beschädigt werden. Es gibt auch extra eingerichtete Bananenschiffe, in denen die Fruchtknospen unverpackt aufgehängt werden können. Millionen solcher Bananentrauben kommen, wie gesagt, in die europäischen und amerikanischen Städte. Hunderttausende verdienen daran. Aber, wie man sieht, geht das nicht ohne Arbeit. Das möge jeder bedenken, der glaubt, über den hohen Preis der Bananen wettern zu müssen. Vielleicht wäre ihm, dem das Bananenessen zu kostspielig ist, mit der Rückkehr zum billigeren einheimischen Obst, das nicht weniger gut und gesund ist, geholfen. Er möge es einmal probieren.

Die Kirchenräuber.

Von Hanna Heß.

In einer häßlichen Spelunke am Ufer eines trägen, gelben Flusses saßen eines Abends drei wilde Gesellen um den schmierigen Wirtstisch, spielten lärmend um den gärenden Trank, der in trüben Gläsern vor ihnen stand und erzählten sich derbe Gespenstergeschichten. Ihr gröhendes Lachen wurde immer heiserer und ihre Blicke suchten in schlecht verhülltem Grausen die Ecken ab, die sich wie feige Feinde in undurchdringliches Dunkel zurückbogen. Die übelriechenden Rauchwolken, aus dem Dunst schlechter Zigarren und schmutziger Kleider zusammengeballt, wogten unruhig um das flackernde Talglicht und verdichteten die gruselige Gespensterstimmung.

Carlo, der jüngste der drei Gesellen, lachte plötzlich hell auf: „Es scheint wirklich, wir fangen an, uns wie kleine Kinder ob unsern eigenen Geschichten zu fürchten. Ha! ha!“ Das Lachen brach sich mühsam an dem grauen Gemäuer und fiel auf die Zeder zurück.

„Schweig doch! Wer weiß...! flüsterte der alte Martino heiser und stierte einer Rauchwolke nach, wie sie eilends mit gestrecktem Leib in eine der Ecken flüchtete und dort von der Dunkelheit gierig aufgesogen wurde. „Wer weiß... Einmal spotteten mein kleiner Bruder und ich über meines Bruders Schutzpatron. Am andern Tage fiel mein kleiner Fratello in den Fluß. Wir haben ihn nie wieder gefunden.“

„Bah, komm uns doch nicht mit deinen Kinderstübchenmärchen. Hätte der Knirps besser aufgepaßt, es wäre ihm

nichts geschehen. Sie, bring den beiden Memmen eine Saugflasche und Milch, süße, süße Milch, den zarten Bengeln", rief Carlo die Kellnerin herbei.

Antonio, der dritte der Gesellen, schlug plötzlich aufbrausend auf den Tisch:

"Nun schweig endlich, sonst..." Ein wildes Wetterleuchten lief über sein schwarzbärtiges Gesicht. "Was wolltest du, Junge, von Dingen wissen, die Heilige und Unheilige hinter unserm Rücken ausheulen! Beweis uns erst einmal deinen Mut, dann wollen wir daran glauben!"

Carlo schüttelte leichtsinnig den Kopf.

"Warum nicht? Soll ich euch den Beweis gleich heute Nacht erbringen, he?"

Er stellte sich herausfordernd vor die beiden andern hin und lachte geringschätzig auf.

"Was sagt ihr dazu, wenn ich in der Kirche Santa Croce dem Jesusknäblein das goldgetriebene Kreuz vom Halse löse, das eine Mutter ihm aus Dankbarkeit für irgend eine Heilung umgelegt haben soll? Kommt ihr mit?"

Martino und Antonio starrten den Sprecher an, schüttelten erst langsam abwägend die Köpfe und tranken dann rasch ihre Gläser leer.

"Hm, ich weiß nicht; ich glaube... ich gehe heim..." murmelte Martino und Antonio zuckte die Achseln.

"Ei, warum nicht? So viel Mut wie du hast, werde ich wohl auch aufbringen."

Dann verließen sie das Kellerloch und schritten in die mondbeleuchtete Nacht hinaus. Sei es, daß die klare Frische der Mondnacht sie leicht überfröstelte, als sie aus der dumpfen Wärme des Kellers traten, genug; ein kalter Schauer überlief die drei Männer. Jeder sah des andern Frösteln und deutete es sich triumphierend als Furcht. Martino löste sich sogleich von den beiden andern:

"Ich gehe heim. Addio!"

Carlo nickte verächtlich: "Addio!"

Antonio spürte plötzlich Luft, sich Martino anzuschließen, sah aber Carlos spöttischen Mund und ließ den Alten allein ziehen. Die beiden durchschritten mit lauthallenden Tritten die von Licht und Schatten seltsam zerstückten Straßen.

Von einer der Kirchen erklang Stundenschlag. Der Ton erschreckte mit seinem unvermuteten Aufklagen die beiden, trieb sie zur Eile an und ließ ihnen verhallend durch die menschenleeren Gassen nach. Dann standen sie vor der mondlichtüberfluteten Kirche. Zadige, scharf begrenzte Schatten lagerten sich vor dem weißglänzenden Bau. Alte Grabkreuze lehnten mit schützend gebreiteten Armen an die Kirchenmauer. Zwei düsterragende Cypressen hüteten in unbeweglicher Starrheit das große Tor.

"Carlo, hör!" flüsterte Antonio gepreßt. "Mir scheint die Sache nicht recht geheuer. Steht dort nicht ein Mensch? Sieh doch, streckt er nicht den Arm aus und zeigt auf uns?" Er duckte sich. "Ich... wir wollen die Wette doch lieber fallen lassen." Er atmete stoßweise. "Die Mutter Maria, wenn sie den Spaß ernst nähme..."

Carlo stieß ihn verb in die Seite.

"Schweig doch! Lauf meinetwegen dem schlotternden Martino nach. Siehst du, so, so!"

Carlo lief, Antonio zu verspotten, mit eingezogenem Halse ein Stück weit auf den Zehen.

Antonio schüttelte wütend den Kopf.

"Wollen doch erst mal sehen, wie du wieder herauskommst, du! Wie überhaupt willst du in die Kirche hineingelangen. Das Portal zu, die Fenster zu!"

"Rede doch nicht so laut", knirschte Carlo, "sonst hört uns noch einer der Wächter und hält uns für Diebe. Ha, ha, Diebe, wir und Diebe! Wie unpassend das klingt!"

Er drückte vorsichtig die Falle einer kleinen Nebenspur nieder. Sie freischte auf wie in tiefster Angst. Carlo lehnte in den Schatten zurück, horchte..., drückte noch einmal nieder, preßte den Körper an das knirschende Holz. Die Türe gab nach.

"Dachte ich mir's doch, Pater Guardian habe seinem Namen wieder einmal keine Ehre gemacht, der läppische Träumer", murmelte Carlo triumphierend und wandte sich zu Antonio zurück.

"Nun vorwärts!"

Antonio sah ängstlich um sich:

"Ich warte lieber hier und passe auf, ob jemand kommt."

Carlo zuckte die Achseln und betrat die Kirche allein. Ein breiter Mondlichtstreifen drang mit ihm durch die niedere Pforte und legte sich wie ein silberner Teppich unter seine groben Füße. Carlo bückte sich, die lautlärmenden Schuhe auszuziehen, damit nicht draußen Vorübergehende seine Tritte hörten. Als er sich wieder aufrichtete, schlug sein Herz in stürmischen Schlägen.

Dann tastete er die langen Bankreihen entlang der Nische zu, die er im fahlen Mondämmer nur undeutlich ersah. Er schlich sich an dem ewigen Lichte vorbei. Bläbrot und flackernd kletterte der trübe Schein die Ampelfetten hinauf, spiegelte sich verträumt in den Perlenketten, die das lange Kleid des Marienbildes in der Nische säumten und warf runde, zitternde Kringel über die Steinfliesen.

Als einer der dahinhuschenden Lichtschimmer auch über Carlos Gesicht lief, hob er seine Hand, ihn wegzuwischen. Dieses ewige Licht störte ihn, als ob ein waches Auge sein Tun verfolgte. Carlo fühlte sich plötzlich behemmt. Die Beklemmung gewaltsam abschüttelnd, durchmaß er mit wenigen Schritten das letzte Stück, das ihn von dem Marienbilde trennte. Seine Blicke bohrten sich durch das Dämmer, tasteten das Marienbild mit dem schlafenden Christuskinde ab, das goldgetriebene Kreuz zu entdecken.

Da zuckte in jähem Aufblitzen ein feingeschliffener Mondstrahl durch die Kirche, streifte das rosige Madonnengezicht und versing sich in einem der Edelsteine des goldenen Kreuzes, das sich an den Hals des Jesuskindeins schmiegte.

Carlo beugte sich vor. Nun... nun war das Suchen leicht! Er streckte die Hand aus, das Kleinod zu erfassen.

Da hob Maria ihr Gesicht und lächelte ihn an. So hatte ihn noch niemand angesehen, so nicht, nein, so nicht! Seine ausgestreckte Hand wurde schlaff und schwer und sank langsam an dem rauhen Kleide herab.

Und nun fing Maria zu sprechen an. Carlo neigte sich lauschend vor, daß keines der süßen Worte unbeachtet zu Boden falle.

"Wie gut, daß du kamst! Soeben rief mich eine Sterbende, daß ich ihr beistehen solle. Ich weiß, daß du mir indessen mein Kindlein sicher hüten wirst, du Starter."

Sie lächelte wieder ihr feines Lächeln, legte das Kind sorgsam nieder und schwebte an Carlo vorüber in die Mondnacht hinaus.

Da lag das schlafende Kind vor ihm; das Goldkreuz hob sich bei jedem Atemzug, tauchte in den Mondstrahl hinauf, versank wieder ins Dämmer, lockte: Sei nicht feige, nimm mich doch!

Und Carlo versuchte die süße Schwere abzuwälzen, die der Maria Worte auf ihn gelegt hatten. Er wollte die engende Befangenheit mit einem derben Fluche zerreißen, aber der Fluch blieb ihm wie ein würgender Bissen im Halse stecken. Er wollte die Hände zu Fäusten ballen, dieses lähmende: "Ich weiß, daß du mein Kindlein sicher hüten wirst", zu zerschlagen; die Finger blieben starr und ungebogen. Er wollte lachen darüber, daß sie gerade ihn, den Dieb, zum Hüter ihres Kindes gewählt hatte, doch das Lachen erstarrte zu seinem großen Staunen. Unbeweglich lehnte er an der Mauernische, seine Lippen murmelten Unverständliches und seine Sinne kreisten verwirrt um den einen Gedanken:

"Wer bin ich denn? Irrt sie oder kenne ich mich nicht?" —

Das rote Licht der Ampel und das weiße des Mondes warben um die Gunst des schlafenden Kindes. Laufschende

Stille hütete seinen Schlaf. Zwei grau-
bestäubte Nachtfalter spielten um das
zuckende Ampellicht.

Carlo stand und sann...

Als Maria zurückkehrte, neigte sie
dankend den feinen Kopf und sagte
nur:

„Wußte ich's doch, daß mein Kind
in deiner Obhut wohlgeborgen sei.“

Da bog Carlo seine starren Knie
und brach in die zitternden Worte aus:
„O du gütiges Wunder!“

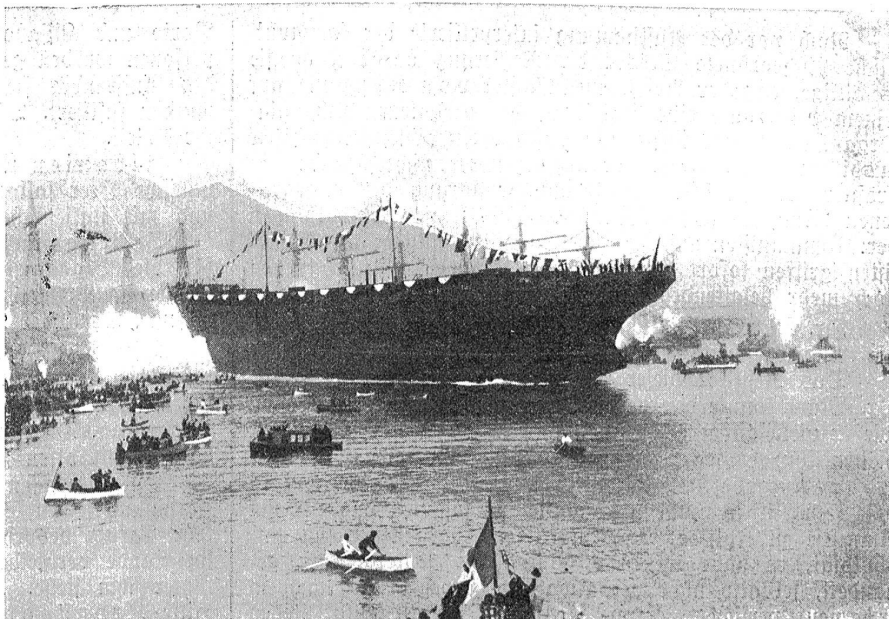
Dann verließ er taumelnd die Kirche.
Vor der Türe fand er Antonio seiner
harrend.

„Wo hast du nun das Kreuz?“

Carlo sah ihm wie von fernher ins
Gesicht:

„Kreuz? Welches Kreuz? Es war
ja ein großes, leuchtendes Herz!“

Er schwieg mit verückt geweiteten
Augen und verlor sich dann, wie ein
Nachtwandler achlos an Antonio vor-
überschreitend, in dem Gewirr der hell-
schimmernden Straßen.



Das italienische Luxusmotorboot „Augustus“, das größte Motorschiff der Welt, 216 m lang, 25 m breit und 68 m hoch, 3000 Passagiere fassend, beim Stappellauf im Sestri Ponente bei Genua.

Aus der politischen Woche. *)

Das Debut der neuen Regierung Dr. Marx.

Die unter schmerzlichen Geburtswehen zustandegekommene Rechtsregierung hat sich dem Reichstag vorgestellt, zuerst persönlich, dann als Programm, und sie hat auch schon — und zwar überraschenderweise — ein gutes Vertrauensvotum erhalten. Dieses Vertrauensvotum mit 235 gegen 174 Stimmen hat deshalb überrascht, weil ihm parlamentarische Auseinandersetzungen vorangegangen sind, die allgemein als Niederlagen der Regierung empfunden wurden.

Dr. Marx' Regierungserklärung war das erwartete unumwundene, ja prononcierte Bekenntnis zur Republik und zur Weimarer Verfassung. Alle Putschversuche — so erklärte Marx — werde seine Regierung als Hochverrat ahnden, die Reichswehr solle entpolitisiert werden, d. h. jedem Bürger, gleichviel welcher politischer Gesinnung, solle die Türe zur Reichswehr offen stehen. Die Außenpolitik werde die bisher eingehaltene Richtlinie der Verständigung mit den ehemaligen Feinden unentwegt weiterverfolgen und die geschlossenen Verträge halten. Ueber diese Punkte sei das ganze Kabinett einmütig. Als nächste Zukunftsaufgabe der deutschen Außenpolitik bezeichnete Marx die Räumung der Rheinlande von fremden Besatzungen. Auf die Innenpolitik übergehend, versprach der Reichskanzler die Förderung des Wohnungsbaues, den Ausbau des Versicherungswesens und, was die Linksparteien besonders interessieren mußte, er sprach die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung zur Ratifizierung des Washingtoner Abkommens (Nachtstundentag) bei entsprechendem Vorgehen der westeuropäischen Industrieländer aus. Was dieser letzte Punkt anbetrifft, so ist die Situation nun die, daß Frankreich und Deutschland sich für die Ratifikation unter gegenseitiger Garantie ausgesprochen haben; jetzt haben noch England und Italien die gleiche Erklärung abzugeben, und dann kann endlich diese größte soziale Erbschaft der Weltkriegaera unter sicheres Dach gebracht werden. — Frankreich hat das Washingtoner Abkommen inzwischen ratifiziert.

Dann kam die große Überraschung des Tages. Der deutschnationale Graf Westarp gab als Regierungsmitglied die Erklärung ab, seine Freunde hätten wohl in sachlicher und persönlicher Beziehung jedes Opfer gebracht,

aber das Opfer ihrer Ueberzeugung, eine Preisgabe ihrer grundsätzlichen Einstellung und ihrer programmatischen Linie seien von ihnen nicht zugestanden worden. Mit andern Worten: Marx mag reden, wir werden ihn nicht hindern, aber wir behalten uns unsere Meinung vor.

Das ganze Haus, außer der eingeweihten Rechten, war von dieser Erklärung peinlich überrascht. Wer hatte nun geflunkert: Marx, der die Zustimmung des ganzen Kabinetts zu seinem Programm betonte, oder der Führer der Deutschnationalen, der sie negierte? Jedenfalls war die Zwiespältigkeit dieses republikanischen Kabinetts mit seinen vier Monarchisten klar zum Ausdruck gekommen. Diese Zwiespältigkeit war schon vor dieser Debatte im Reichstag zu Tage getreten; als nämlich die neue Regierung die Frage der Ostfestungen erledigen sollte, dispensierten sich die deutschnationalen Minister. Sie nahmen also an dem Beschlusse der Regierung betreffend Zerstörung der Befestigungsanlagen Glogau bei Küstrin und Königsberg, der den Schlusspunkt setzen sollte unter die langen Verhandlungen, nicht teil. Wohl darum nicht, um später sagen zu können, sie hätten sich nicht gebunden. Tatsächlich drückte sich Graf Westarp neulich in seiner Rede vor Berliner Studenten in diesem Sinne aus.

Die sozialdemokratische Fraktion reichte darum eine Interpellation ein, die Aufschluß verlangt über die Verantwortlichkeit für diesen Beschluß.

Die Debatten gingen folgenden Tags im Reichstage weiter. Der Zentrumsabgeordnete Guézard und der Demokrat Koch griffen Graf Westarp wegen seiner Rede an und forderten ihn zu näheren Erklärungen auf. Westarp gab daraufhin unter allgemeiner Spannung kund, daß seine Partei die Politik der Revanche aufgegeben hätte, die angesichts der Wehrlosigkeit Deutschlands ohnehin völlig aussichtslos sei. Am Kabinettsbeschlusse über die Ostfestungen und das Kriegsgerät hatte sich seine Fraktion deswegen nicht beteiligt, weil die deutschnationalen Minister entweder noch nicht ernannt waren oder ihre Ämter noch nicht angetreten hätten. Selbstverständlich seien sie nun als Kabinettsmitglieder bereit, den Beschluß durchzuführen.

Inzwischen waren ein gegen den Reichskanzler Dr. Marx, den Außenminister Dr. Stresemann und den Finanzminister Dr. Köhler gerichteter Mißtrauensantrag der Völkischen und ein Antrag der Kommunisten für Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund eingebracht worden.

*) Greift auf die vorhergehende Woche zurück.